



Freies Christentum

*Auf der Suche nach
neuen Wegen*

56. JAHRGANG – HEFT 4
JULI / AUGUST 2004

ISSN 0931-3834

Freies Christentum

Auf der Suche nach neuen Wegen

JULI / AUGUST 2004

INHALT

Andreas Rössler: **Schöpfermacht, wahres Wort, erneuernder Geist** 81

Dorothea Zager: **Immer und überall Gottesliebe** 83

Walter Schmidt: **Angst überwindende Religion** 87

Heinrich Frommer: **Umberto Eco und das ständige Interpretieren** 93

Wolfgang Wagner: **Zur Theologie von Gert Hummel** 96

Théo Junker: **Versöhnung und Verwandlung** 99

Peter Lange: **Das „templerische Abendmahl“** 101

Bücher 102 **Leser-Echo** 106 **Termine** 108

Zum Nachdenken: Emanuel Hirsch, Jesus und unser Verhältnis zu Gott

Zweimonatschrift des Bundes für Freies Christentum e. V.

Internet: www.bund-freies-christentum.de

Präsident

Professor Dr. Werner Zager
Alzeyer Straße 118, 67549 Worms

Geschäftsführung

Pfarrer Heinrich Frommer,
Hauffstraße 3, 73770 Denkendorf
Tel. 07 11 / 3 46 60 55

Druck

Maisch + Queck
Benzstraße 8, 70839 Gerlingen

Anschriften der Autoren

Pfarrerinnen Dorothea Zager, Alzeyer
Straße 118, 67549 Worms

Pfarrer Walter Schmidt, Pflaumweg 7,
70374 Stuttgart

Pfarrer Wolfgang Wagner, Akademie-
weg 11, 73087 Bad Boll

Dr. Théo Junker, 28 cité du Kiem, L-
3393 Roedgen

Dr. Gerhard Bartning, Finkenweg 55b,
22926 Ahrensburg

Dr. Werner Raupp, Hofstatt 10,
72144 Dusslingen

Schriftleitung

Dr. Andreas Rössler, Oelschlägerstraße
20, 70619 Stuttgart, Tel. 0711/4780647
E-mail drandreas.roessler@t-online.de

Wort des Schriftleiters

Schöpfermacht, wahres Wort, erneuernder Geist

Dreieinigkeit Gottes? Das christliche Grundbekenntnis, wonach Gott zwar ein einziges „Wesen“ ist, aber auseinandergefaltet in den drei „Personen“ des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, spielt im Glaubensleben der meisten Christen kaum eine Rolle. Wenn dann noch darüber spekuliert wird, wie sich denn Vater, Sohn und Heiliger Geist aufeinander beziehen, dann droht das Nachdenken ins Bodenlose zu geraten. Man muss sich einmal das Folgende vorstellen: Zwischen der Ostkirche und der abendländischen Kirche kam es unter anderem deshalb zum Bruch, weil die abendländische Kirche lehrt: Der Heilige Geist geht vom Vater und vom Sohn aus, während die Ostkirche lehrt: Der Heilige Geist geht nur vom Vater aus.

Es gab und gibt auch Christen, die das Dogma von der Dreieinigkeit ausdrücklich ablehnen, zu Gunsten des schlichten Glaubens an den einen und einzigen Gott. Einer der prominentesten unter ihnen, der spanische Arzt Michael Servet (1511-1553), wurde wegen seiner beharrlichen Leugnung der Dreieinigkeit bei lebendigem Leib verbrannt, und das im protestantischen Genf.

Wie soll Gott einer sein und irgendwie auch drei? Herausragende Theologen mussten zugeben, dass wir, wenn wir nach Gottes Wesen und Wirken fragen, an die Grenzen unserer Erkenntnismöglichkeiten stoßen. Augustin (354-430) schrieb mehrere Bücher über die göttliche Dreieinigkeit und kam zu dem bescheidenen Ergebnis: „Es ist von drei Personen die Rede, nicht damit dies ausgesagt wird, sondern damit nicht geschwiegen wird“. Der Reformator Philipp Melanchthon (1497-1560) bemerkte im Blick auf die göttliche Dreieinigkeit: „Die Geheimnisse der Gottheit sollen wir besser anbeten als erforschen.“

Alle unsere Vorstellungen über Gott, über Unbedingtes, über Ewiges sind gleichnishaft, symbolisch. Sie weisen über alles Sichtbare, Beobachtbare hinaus. Wir können von Gott nur gebrochen denken und reden.

Von wo und wem kommt alles her? Worin hat alles seinen Bestand? Was ist das Ende, das Ziel von allem? Diesen letzten Grund, Hintergrund und Abgrund nennen wir „Gott“. Der immer größere Gott als solcher könnte weit weg von uns sein. Er könnte seine Schöpfung sich selbst überlassen haben. Er könnte uns gegenüber gleichgültig sein. Aber Gott ist nicht bloß erhaben über die ganze Welt. Er umgreift sie. Er wirkt in ihr, wenn auch unergründlich, rätselhaft. .

Aber damit nicht genug. Gott ist nicht nur als schöpferische Kraft da, der wir Geschöpfe uns verdanken. Er wirkt auch darin, dass er uns anspricht. Wir ahnen ihn, wenn wir uns an die unermesslichen Ausmaße des Weltalls herantasten und über die Wunder der Natur und des Lebens staunen. Wir spüren ihn, wenn wir im eigenen Gewissen um gut und böse wissen und uns zur Liebe, zur Gerechtigkeit, zur Wahrhaftigkeit gefordert sehen. Wir vernehmen ihn, wenn wir den Worten und Taten der großen Wahrheitszeugen begegnen, insbesondere dem Leben, dem Wirken und der Lebenshingabe Jesu von Nazareth. Wir spüren ihn, wenn wir unerwartet Zuwendung erfahren. Wir vernehmen ihn in heilsamen Einsichten, die uns zu Ohren kommen und uns innerlich zuteil werden.

In alledem redet Gott uns an. Sofern wir uns ihm nicht verschließen, erleuchtet er uns mit seinem Geist, befreit uns von Zwängen, von Angst und von Schuld. Er erfüllt uns mit Freude, mit Vertrauen auf ihn und mit der Zuversicht darauf, dass wir in ihm geborgen bleiben, was auch immer geschehen mag.

„Dreieinigkeit“ Gottes meint ein mehrfaches Wirken des einen Gottes in der Welt: Da ist zum ersten der schöpferische Ursprung von allem, die schaffende Kraft in allem. Da ist zum zweiten das wahre Wort, die Anrede Gottes an uns, seine unbedingte Forderung und sein grundloses Erbarmen mit uns, die wir seiner Forderung nicht nachgekommen sind. Da ist zum dritten der erneuernde Geist, der Gottes Anrede in uns auch ankommen lässt. Gott der Geist erneuert alle, die sich von ihm ergreifen und leiten lassen, und wird sie in die Ewigkeit hinein verwandeln.

Nach Paulus ist Jesus Christus „das Ebenbild Gottes“ (2. Korinther 4,4). In ihm spiegelt sich das mehrfache Wirken Gottes wider. Jesus wusste sich als Gottes geliebtes Geschöpf ganz auf den Schöpfer bezogen. Er vernahm das Wort Gottes, das in Israel ergangen war, und das so mit allen Fasern seines Daseins, dass er selbst zum Wort Gottes in Person wurde. Er war durch und durch vom Geist Gottes ergriffen, und nach seiner Lebenshingabe um der Wahrheit Gottes willen, nach seinem unschuldigen Leiden und Sterben und seiner endgültigen Heimkehr zu Gott wirkt er mit seinem Geist unter denen, die in seinem Geist zu leben und zu glauben begonnen haben.

Nicht Jesus von Nazareth ist die zweite Person der Trinität, sondern der „Logos“ (Johannes 1,1-14), das ewige Wort Gottes, der „kosmische Christus“. Dieser Logos hat in Jesus menschliche Gestalt angenommen (Johannes 1,14) – nicht nur in ihm, aber in ihm in besonderer Dichte.

In dieser offenen Weise verstanden, dürfte das Bekenntnis zur göttlichen Dreieinigkeit für freie Christen nachvollziehbar sein.

Andreas Rössler

Immer und überall Gottesliebe

Das kostbarste Gebot der Bibel

Das „Schma Israel“ (Höre, Israel“) mit seinem ersten und wesentlichen Bestandteil 5. Mose 6,4-9 ist das Hauptgebet und das Glaubensbekenntnis des Judentums. Die beiden Anfangsverse sind auch der erste Teil von Jesu grundlegendem Doppelgebot der Liebe (Markus 12,29-31). Pfarrerin Dorothea Zager fragte in einer 2002 in den beiden rheinhessischen Weindörfern Wachenheim und Mölsheim gehaltenen Predigt, was es heißt, ein Leben lang mit Gott in Verbindung zu sein, und ob das überhaupt möglich sei.

„Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist der einzige Herr und du sollst ihn lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit aller deiner Kraft“ (5. Mose 6,4-5). Diese Worte „sollst du zum Denkzeichen auf deine Hand binden und sie als Merkzeichen auf der Stirn tragen und du sollst sie auf die Türpfosten deines Hauses schreiben“ (5. Mose 6,8-9).

Wenn wir heute in einem frommen jüdischen Haus in Israel oder hier bei uns zu Gast wären, würden wir merken, wie ernst diese Anweisungen bis auf den heutigen Tag genommen werden: An den Türpfosten sämtlicher Türen würden wir kleine lederne Kapseln entdecken. Wenn der Hausherr dann das Mittagsgebet spräche, hätte er am Arm und auf der Stirn an ledernen Bändern ebensolche Kapseln. Und wenn wir ihn dann fragten, was sie denn enthalten, so würde er uns antworten: In jeder dieser Kapseln befindet sich ein Pergamentstreifen mit der Aufschrift: „Höre Israel, der Herr, unser Gott, ist der einzige Herr ...“

Diese Bräuche muten uns auf den ersten Blick etwas seltsam an: Hat man denn die Bedeutung eines Wortes schon vor Augen, nur weil man es in einer Kapsel bei sich trägt? Und ist damit denn schon garantiert, dass man es auch befolgt? Lederkapseln auf den Armen und zwischen den Augen, und schon lebt man auch entsprechend? Das kann doch wohl nicht funktionieren!

Ein wenig sieht uns das danach aus, als sei es nur eine Äußerlichkeit: „Du sollst sie zum Denkzeichen auf deine Hand binden“, so ist es geboten und schon fertigt man sich eine Lederhülle, beschreibt ein Papier, steckt es hinein und hängt es sich an. Da fragt man sich: Ist da denn nicht etwas anderes gemeint? Ein eher geistiger Vorgang?

Ganz sicher geht es um mehr als um bloße Erfüllung einer Vorschrift. Was sind denn zum Beispiel Türpfosten anderes als die Teile meiner Wohnung, an denen ich tagtäglich viele Male vorbeikomme? Dort soll das stehen: „Der Herr, unser Gott ist der einzige Gott ...“ An die Pfosten aller meiner Türen gehört das, und jedes Mal, wenn ich durch die Tür gehe, erinnert mich das damit ich es ja nicht vergesse: „Du sollst Gott von ganzem Herzen lieben!“

An meinem Türpfosten soll das stehen, eben nicht nur an der Kirchenpforte oder im Herrgottswinkel meines Hauses, sondern da, wo mein tägliches Leben spielt, wo ich den Menschen meiner Familie begegne, meinen Freunden, den Nachbarn und den anderen Zeitgenossen. Wenn ich mich zum Beispiel mit Gästen zum Essen oder zum Gespräch zusammensetze, führe ich sie zuvor am Pfosten meiner Tür vorbei und da steht in unsichtbaren Buchstaben: „Liebe deinen Gott, von ganzer Seele und aus allen deinen Kräften!“

Mit Gott in Verbindung sein, das heißt ihn zu lieben. Mit Gott in Verbindung sein, eben nicht nur im Gottesdienst, am Feiertag, in der Kirche, sondern, täglich, bei der Arbeit, in der Freizeit, in meinem Haus, an meinem Arbeitsplatz, immer. Es soll mir ein ganz selbstverständlicher Gedanke sein, dass ich Gott liebe und mit ihm in Verbindung stehe, egal, wo ich bin und was ich tue.

An jedem Pfosten meiner Türen soll das geschrieben stehen, denn es gibt in meiner Wohnung und in meinem Leben keinen Raum, wo ich nicht unter diesem Gebot stünde: „Du sollst deinen Gott von ganzem Herzen lieben!“

Wie von selbst erklärt sich nun auch das „Denkzeichen auf der Hand“. Auf seinem Arm und zwischen den Augen trägt der gläubige Jude die Kapseln mit dem Gebot „Du sollst deinen Gott lieben ...“ Wenn wir nun auch hier nach der tieferen Bedeutung fragen, dann merken wir: Wie sinnvoll ist das doch, dass diese Worte auf die Hand, auf den Arm gebunden sind! Schaffe ich nicht mein Tagewerk mit meiner Hand? Ist es nicht mein Arm, den ich für jede Verrichtung gebrauche? Erfährt nicht auch mein Mitmensch alles, was ich für ihn tue, durch die Kraft meines Arms und die Geschicklichkeit meiner Hände? Auf diesem Arm lese ich nun das Gebot „Du sollst Gott lieben ...“, Ich begreife, was es mir gerade an dieser Stelle sagen will. „Alles, was du mit deinem Arm schaffst und mit deinen Händen zustande bringst, soll unter dieser Weisung stehen: Liebe deinen Gott und durch ihn auch die Menschen, für die du mit deiner Hand, deinem Arm, deiner Kraft da sein sollst!“

Schließlich soll dieses Gebot auch „Merkzeichen auf meiner Stirne“ sein. Keinen Gedanken gibt es also, der nur mir gehörte, den ich denken könnte, ohne auf Gott und durch ihn auf meinen Mitmenschen zu blicken. Alles, was in meinem Kopf vorgeht, hat eine Beziehung zu Gott und den anderen, denn all mein

Denken geschieht unter dem Anspruch: „Liebe deinen Gott!“ Dort, wo jeder Plan entsteht, wo die Ideen geboren werden, wo böse oder gute Gedanken gebildet, wo mein Wollen und Begehren, meine Meinungen und Vorstellungen geformt werden, lese ich Gottes Gebot: „Höre, dein Gott will, dass du ihn liebst in allen seinen Menschen!“

Nehmen wir das einmal auf und prüfen daran unsere Einstellung: unser Streben, diesen oder jenen Bereich unseres Lebens „für uns allein“ zu behaupten; unser Wollen, diese oder jene Arbeit „ganz allein für mich“ zu tun! „Das ist mein Hobby“, sagen wir. „Diese Stunde des Tages gehört allein mir.“ „Es ist meine Freizeit, die geht dich überhaupt nichts an.“ „Diese Sache hat aber doch mit Gott nichts zu schaffen.“

„Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit deiner ganzen Kraft!“ Es gibt nicht den kleinsten Raum, der nicht unter Gottes Anspruch und von daher auch unter dem Anspruch des Nächsten stünde. Nicht eine Muskelfaser, nicht ein einziger Gedanke gehört allein mir.

„Das klingt ziemlich idealistisch“, werden da manche denken. „Den Christenmenschen oder den gläubigen Juden möchte ich sehen, der wirklich Tag und Nacht, wo immer er ist und was immer er tut, mit Gott in Verbindung steht.“ Aber natürlich können wir solche Christen und Juden sehen, die in solcher Gottverbindung leben, selbst wenn sie nicht gerade beten, sondern arbeiten, selbst wenn sie gerade nicht in der Kirche sind, sondern vielleicht im Garten, am Fließband, in der Schule oder in der Waschküche. Denn Gott zu lieben, das ist nicht nur eine Frage der Worte oder der konkreten Taten, sondern auch der inneren Einstellung zu unserem Leben, eine Frage des Herzens und des Geistes, die von dieser Verbindung mit Gott erfüllt sind.

Ein Leben nach der Geburt

Aber was bedeutet das, ein Leben lang mit Gott in Verbindung zu stehen und sich dessen bewusst zu sein? Dazu eine aus Südamerika überlieferte Geschichte von den beiden Zwillingen:

Es geschah einmal, dass im Schoß einer Mutter Zwillingen empfangen wurden. Die Wochen vergingen und die beiden Buben wuchsen heran. Mit dem Maß, in dem ihr Bewusstsein wuchs, wurde auch ihre Freude größer: „Sag mal, ist das nicht großartig, dass wir empfangen wurden? Ist das nicht wunderbar und herrlich, dass wir leben?“

Die Zwillinge begannen ihre Welt zu entdecken. Als sie die Schnur fanden, die sie mit ihrer Mutter verband, und entdeckten, dass sie daraus ihre Nahrung be-

kamen, sangen sie voller Freude: „Wie groß muss doch die Liebe unserer Mutter sein, dass sie ihr eigenes Leben mit uns teilt!“

Als aber die Wochen vergingen und schließlich zu Monaten wurden, merkten sie plötzlich, wie sehr sie sich verändert hatten. „Was soll das heißen?“ fragte der eine. „Wir werden immer größer. Um uns wird es immer enger!“ „Das soll heißen“, antwortete der andere, „dass unser Aufenthalt hier in unserer kleinen Welt bald zu Ende geht.“

„Aber ich will gar nicht gehen“, jammerte der eine. „Ich möchte für immer hier bleiben.“ Da erwiderte der zweite: „Wir haben keine andere Wahl. Aber vielleicht gibt es ja ein Leben nach der Geburt.“

„Unsinn, wie soll es so was geben?“, fragte der erste zweifelnd. „Wir werden unsere Lebensschnur verlieren, und wie sollten wir ohne sie leben können? Außerdem haben andere vor uns diesen Schoß hier schon verlassen, und niemand von ihnen ist zurückgekommen und hat uns gesagt, dass es ein Leben nach der Geburt gibt. Nein, ich weiß es ganz sicher: Nach der Geburt gibt es kein Leben mehr. Danach ist alles aus.“

So verfiel der einer von ihnen in tiefen Kummer und sagte: „Wenn die Empfängnis mit der Geburt zu Ende geht, dann ist das Leben ganz sinnlos. Womöglich gibt es gar keine Mutter hinter allem.“ Der andere aber blieb Optimist und erwiderte: „Aber sie muss doch existieren, wie sollten wir sonst hierher gekommen sein? Und wie könnten wir am Leben bleiben?“

„Hast du unsere Mutter je gesehen?“, zweifelte wieder der erste. „Vielleicht haben wir uns das Ganze ja nur eingebildet.“

So waren die letzte Tagen im Schoß der Mutter bei dem einen mit Verzweiflung und großer Angst, bei dem anderen mit Neugier und Hoffnung gefüllt.

Schließlich kam der Tag der Geburt. Als die Zwillinge ihre Welt verlassen hatten, schrieten sie vor Angst. Aber ihre Mutter nahm sie in den Arm. Da öffneten die Zwillinge ihre Augen. Was sie sahen und spürten, übertraf ihre kühnsten Träume.

„Gott lieben“, das heißt, mit ihm in Verbindung zu bleiben; zu wissen, dass er da ist; zu wissen, dass er für uns sorgt; und sicher darauf zu vertrauen, dass er uns am Ende unserer Tage in seine Arme nehmen wird.

„Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft!“ Kein Wunder, dass gläubige Juden dieses Wort an ihren Türpfosten kleben, an der Hand und auf der Stirne tragen. Denn es ist das kostbarste Gebot unserer Bibel.

Angst überwindende Religion

Biblische Wundergeschichten zeigen die Heilskraft des Glaubens

Viele Geschichten um Jesus sind mit Heil und Heilung verbunden. Die Heilungsgeschichten dürfen allerdings nicht wörtlich verstanden werden. Denn die Vorstellung, Jesus habe einige Menschen von körperlichen Gebrechen geheilt, eine Unzahl anderer Kranker trotz seiner Heilungsfähigkeiten jedoch ignoriert, führt zum Bild eines zynischen Jesus. Pfarrer Walter Schmidt, bis zum Rubestand 2001 Beauftragter für Weltanschauungsfragen bei der Evangelischen Landeskirche in Württemberg, interpretiert Heilungsgeschichten und zeigt deren Relevanz für christliches Leben in unserer Zeit auf.

Der folgende Beitrag, der Gedanken des katholischen Theologieprofessors Eugen Biser aufgreift, ist ein leicht bearbeiteter Auszug aus seinem Artikel „Heilung aus dem Glauben, Grund und Grenzen“, erschienen in: „evangelische aspekte“ (Die Zeitschrift der Evangelischen Akademikerschaft in Deutschland), Heft 1/2004, S. 35-39. Mit freundlicher Genehmigung der „evangelischen aspekte“ (Verlag und Redaktion: Kniebisstrasse 29, 70188 Stuttgart, Telefon 0711-282015).

Das Evangelium lediglich als eine moralische Wegweisung zu interpretieren, ist eine bedenkliche Verengung. Das Christentum ist keine moralische, sondern eine therapeutische Religion (so Eugen Biser). Das heißt: Der Glaube geht auf die innerste Existenznot des Menschen ein; Jesus versteht sich als Arzt der Menschen. Dabei geht es natürlich keineswegs um einzelne empirische Phänomene am Menschen, sondern um das, was Sören Kierkegaard die „Krankheit zum Tode“ genannt hat, das Zerwürfnis des Menschen mit sich selbst. Der Mensch ist ein uneingelöstes Versprechen, er liegt im Zwiespalt mit sich selbst und in diese Not stößt Jesus hinein.

Die heilende Kraft Jesu ist deshalb von allergrößter Aktualität, weil der heutige Mensch in nie da gewesener Weise unter der Lebensangst leidet. Das Christentum könnte die Menschen in völlig neuer Weise ansprechen und faszinieren, wenn es sich endlich so präsentieren würde, wie es von seinem Stifter her gemeint ist, nämlich als therapeutische Religion, als Religion der Angstüberwindung.

Therapien gibt es heute wie Sand am Meer. Hier ist ein gewaltiger Markt entstanden, weil viele Menschen mit ihren Lebens- und Sinnproblemen nicht mehr

selbst zurecht kommen oder auch überzogenen Glücks- und Harmonievorstellungen nachjagen. Wie lässt sich vor diesem Hintergrund der besondere therapeutische Wert des christlichen Glaubens aber verständlich machen?

Die Menschen suchen nach Hilfe, nach Heilung. Der heutige Mensch weiß, im Unterschied zu den Menschen früherer Zeiten, sehr wohl, dass er krank ist; und ich sehe gerade darin den entscheidenden Fortschritt in unserem Wissen um die Bedingtheit des Menschen. Deshalb wird die Frage umso dringlicher, weil das Christentum das vollziehen kann, was der Apostel Paulus die „Unterscheidung (der Geister)“ genannt hat (1. Korinther 12,10). Viele therapeutische Angebote heute laufen letztlich auf eine Entpersonalisierung des Menschen hinaus. Sie kommen nicht zufällig aus dem asiatischen Raum, wo es letztlich - vor allem im Buddhismus - um die Aufhebung der Subjektivität geht. Ein solches Ziel kann als erleichternd empfunden werden, weil so die Anstrengung, Mensch zu sein, weggenommen wird.

Das spezifisch Christliche wäre dann freilich, es dem Menschen so leicht nicht zu machen. Die so genannte Erleichterung hat nämlich den Charakter des Selbstbetrugs, sie ist nur um einen unersetzbar hohen Preis zu haben. Dieser Preis ist das, was den abendländischen Menschen als Eigenes auszeichnet und was letztlich die Mitgift des Christentums an unseren Kulturkreis ist. Dieser „Ernst des Menschseins“, den die Antike nicht gekannt hat, ergibt sich aus dem Mitvollzug der Christusexistenz. Deshalb gilt es, den Menschen von heute nahe zu bringen, dass es sich lohnt, Mensch zu sein, dass alles andere ihnen letztlich zum Schaden gereicht.

Die biblische Tradition ergänzt das geläufige Krankheitsmodell um die vertikale Dimension der Krankheit. Es geht also bei „Krankheit“ nicht nur um individuelle Befindlichkeit, sondern auch um soziale Betroffenheit; und nicht zuletzt um „dämonische Besessenheit“. Dämonen und Dämonien werden in ihrer faktischen Existenz nicht geleugnet. Aber der Glaube an Dämonen wird dadurch überwunden, dass Jesus die Dämonen besiegt und damit die eigentlich bedrohliche Macht der „Besatzungsmacht“ Krankheit zunichte macht. Angst und Schrecken vor der Krankheit verlieren durch das Ende der Dämonen und Dämonien ihre „Besitz“-Kraft: Die Gottesherrschaft ist angebrochen, die das endgültige Heil bringt. Krankheit ist immer Todesnähe, Heilung immer Lebensziel. Dämonenaustreibungen und Heilungen charakterisieren somit Jesu Wirken: Er will Leben zur Welt bringen.

Die hier in Frage kommenden „Wunder“-Geschichten Jesu könnten in zwei Hauptgruppen unterteilt werden: in solche, die von Dämonenaustreibungen berichten, und solche, die Therapien zum Gegenstand haben. Sie handeln nicht

so sehr von Krankheit, als vom Kranksein. Ihr Interesse richtet sich auf den kranken Menschen. Diese Sicht, welche die subjektiv empfundene Krankheitsnot berücksichtigt, die psychische Erlebniswelt des Kranken und seine individuelle Geschichte in den Blick bringt, hat größere Chancen, ihm gerecht zu werden und ihn damit letztlich auch zu heilen.

Widerstandskraft des Auferstehungsglaubens

Der Sinn der Krankheit ist ihre Überwindung; die Krankheit hat eigentlich kein Besitz-Recht auf den Kranken. Darin besteht die große Aufgabe einer therapeutischen Theologie als einer „Theologie des Kreuzes“. Der christliche Glaube verfügt über einen einzigartigen Einblick in das Geheimnis des Leidens: Er ist durch das Kreuz Christi auf den Sinngrund des Leidens zurückverwiesen - und durch die Auferstehung Jesu auf dessen „Aufhebung“. In der Krankheit ist - in der Sicht des Neuen Testaments - nämlich eine Gegengewalt auf dem Plan, der gegenüber es nur Auflehnung und Protest geben kann: die Widerstandskraft des Auferstehungsglaubens.

Das meint wohl auch Paulus, wenn er schreibt: „Ich lebe, doch nicht ich - Christus lebt in mir“ (Galater 2,20). Der am Kreuz für mich gestorben ist, führt nun als Auferstandener sein Leben in mir (fort). Diese „christliche Mystik“ des Apostels Paulus ist somit kein Weg der Entpersönlichung und Entselbstung, sondern umgekehrt der Weg in die vom fortlebenden Christus bewohnten Tiefen meines Selbst. Dieser in uns wohnende Christus macht uns Mut zum Menschsein, indem er uns in einem letzten Sinn zu sich selbst kommen lässt.

Die Krankenheilungen Jesu gehören zum Wesensbestand seiner Botschaft. Bis heute muss sich die christliche Verkündigung daran messen lassen, wie weit sie die seelische und körperliche Heilung fördert. Allerdings dürfen dabei keine falschen Hoffnungen geweckt werden, denn auch Heilungswunder haben ihre klaren Grenzen. Wir sollten daher von Jesus nichts Unmögliches erwarten (und das Mögliche nicht gering schätzen!), nur weil wir die Symbolsprache der Bibel grundlegend missverstehen.

Die neutestamentlichen Wundergeschichten bieten keine moderne medizinische Diagnostik, sondern beschreiben in einer eigenartigen Bildhaftigkeit, wie sich unglückliches, eingeschränktes Menschsein äußert: Jede seelische Einstellung oder geistige Haltung gestaltet sich in Körperhaltungen und ebenso muss jede heilsame Veränderung im Menschen auch leibhaftig sichtbar werden.

Wenn Jesus einen Gelähmten heilt (Markus 2,1-12), dann wird nirgendwo gesagt, welche Organe die Lähmung eigentlich betrifft. Vielmehr veranschaulicht

die biblische Symbolsprache, wie ein Mensch sich nicht mehr selbst fortbewegen kann, sondern von vier anderen getragen werden muss, weil er total „aufgelöst“ und paralytisch ist. Jesus hingegen löst ihn aus seinen Schuldverstrickungen und befähigt ihn dadurch, selbst sein Bett aufzuheben und nach Hause zu gehen. Das ist ein wirkliches „Wunder“, und doch nicht zu mysteriös, wenn wir fragen, was einen Menschen bis zur völligen Selbstaufgabe schwächen und was ihn von dort auch wieder herausholen und zum Weitergehen bewegen kann.

Markus 3,1-6 erzählt von einem Menschen in der Synagoge, dessen Hand vertrocknet war. Auch das ist keine medizinisch-technische Auskunft, denn eine gefäßmäßig unterversorgte Hand stirbt ab und mit ihr der ganze Mensch. Die Bildsymbolik jedoch sieht tiefer: Da kann ein Mensch überhaupt nicht mehr handeln. Er kann weder zupacken noch durchgreifen noch behutsam und zärtlich sein. Doch Jesus ermutigt diesen „vertrockneten“ Menschen, aufzustehen und inmitten der Versammlung seine Hand auszustrecken. Das gestaltet sich zu einer dramatischen Szene, bei der auch Jesus Zorn und Trauer zeigt. Denn diese Heilung ist alles andere als harmlos, geht es doch um die Grundsatzfrage, ob das Handeln eines Menschen vor lauter Regeln und Gesetzen genormt und starr sein muss oder ob seine Hand noch fühlen und spontan handeln darf, auch gegen jedes Reglement.

Nach der antiken Medizin kann auch ein Zuviel an Feuchtigkeit und Flüssigkeit krank machen, wie es im Lukas 14,1-6 am Beispiel eines Menschen beschrieben wird, der „wassersüchtig“ war. Wieder ist dies kein detaillierter klinischer Befund, jedoch ein treffendes Bild für eine Süchtigkeit, nicht mehr genug zu bekommen, nichts mehr ab- und hergeben zu können. Auch bei dieser Heilung während eines Sabbatmahls bei einem führenden Pharisäer wird Jesus argwöhnisch beobachtet. Doch er „ergreift“ den Kranken beziehungsweise „nimmt sich seiner an“, heilt und „entlässt ihn“ (gibt ihn frei).

Lukas 13,10-17 schildert eine Frau in einer Synagoge. Sie hat bereits 18 Jahre - das sind zwei Drittel der antiken Lebenserwartung - einen „Krankheitsgeist“ und ist „zusammengekrümmt und unfähig, sich zur Gänze aufzurichten“. Doch nicht abgenutzte Bandscheiben oder dergleichen werden hier visualisiert, sondern die Symptome von Unterdrückung, Ängsten und Schuldgefühlen, gerade inmitten der religiösen Gemeinschaft. Auf diesem Hintergrund bedeutet die Intervention Jesu: Er holt diese Frau, die unterdrückte Frau insgesamt, vom Rand in die Mitte und löst durch eine Berührung ihre Schwäche, wodurch sie „wiederaufgerichtet“ wird. Analog besagt auch die Heilung der blutenden Frau in Markus 5,21-34 das Ende einer weiblichen Geschlechterrolle, in der Frauen in religiös motivierter Ausgrenzung „verbluten“ müssen.

Zur Heilung von Blinden haben wir vielleicht noch am ehesten einen Zugang, denn auch uns sind einschlägige Metaphern geläufig. Wir können „blind“ sein vor Eifer, Zorn oder Verliebtheit, wir betreiben eine Vogel-Strauß-Politik und verschließen hartnäckig die Augen vor Gefahren oder einem unerträglichen Anblick, leugnen unsere eigenen blinden Flecken, das persönliche Unbewusste. Dieses Unvermögen in der Erkenntnis ist eine Blindheit unserer gesamten Weltanschauung, die ihre Auswirkungen bis in den organisch-optischen Bereich hinein hat. Diese Blindheit spielt auch bei anderen Krankheitsphänomenen mit, denn oft haben wir uns so sehr an unsere Leiden und Einschränkungen gewöhnt, dass wir gar nicht mehr sehen können, was uns eigentlich alles fehlt. Wenn aber in Jesus - auch körperlich sichtbar - ein „erlöster“, das heißt ein wirklich gelöster Mensch in den Blick kommt, kann auch der eigene Mangel ohne Selbstabwertung oder Konkurrenzdenken erkannt oder verändert werden.

Die Blindenheilungen Jesu sind also nicht nur wundersame optische Korrekturen und „Spontanheilungen“. Überhaupt können Menschen erst dann wirklich zur Einsicht kommen, wenn sie das Dunkle und Negative nicht mehr bei anderen suchen und bekämpfen müssen, sondern in sich erkennen und annehmen lernen. Erst dann sind die Augen wirklich „geöffnet“, wenn Menschen anfangen können, sich selbst, Gott und die Welt gütiger zu sehen, wenn sie insgesamt wieder „aufschauen“ können, weil sie sich nicht mehr dauernd beschuldigt und unterdrückt fühlen müssen.

Am meisten missverstanden wird die Bildhaftigkeit bei den Totenerweckungen. Ihre Symbolik führt ganz buchstäblich vor Augen, wie Menschen oftmals schon „tot“ sind, selbst wenn sie irgendwie noch dahinvegetieren. Es muss aber sogar ausdrücklich von „Tod“ die Rede sein, wo es keine Bewegung, Veränderung und Hoffnung mehr gibt, denn Erstarrung, Einsamkeit und dunkle Verzweiflung sind untrügliche Anzeichen des Todes. Die Bibel redet oft in dieser Weise vom Tod, zum Beispiel im Gleichnis vom verlorenen Sohn (Lukas 15, 24.32), und auch die übrigen Heilungswunder spielen oft auf das Moment des Aufstehens in einer „kleinen Auferstehung“ an.

Die Erweckungswunder zeigen diesen Aspekt im „Großformat“: Jesus ruft fast schon „tote“ Menschen aus ihren selbst gemachten oder verordneten Gefängnissen und Gräbern, gibt ihnen Lebenshoffnung, macht sie wieder „aufleben“, weil er diesen Tod vor dem wirklichen Ende ihres Lebens nicht akzeptiert.

Von einer Heilung durch den Glauben sollte also nicht „Unglaubliches“ verlangt werden, zum Beispiel die Wiederbeschaffung eines verlorenen Auges, eines abgetrennten Fußes, die Auferweckung eines endgültig Toten und ähnliches. Ganz im Gegenteil: Ein Jesus, der an sich „alles kann“, es jedoch höchstens in ein

oder zwei Fällen getan hätte und dann nie wieder, ist eine höchst problematische Vorstellung. Alle jene, die realistisch keine Verbesserung ihrer Gesundheit mehr erwarten können, sondern eine dauernde Behinderung und den unausweichlichen Tod hinnehmen sollen, müssten Jesus als ungerecht bis zynisch empfinden, wenn er ihnen trotz seiner unendlich gedachten Möglichkeiten nicht hilft.

Im Rahmen der Schöpfungsordnung

Die Heilungswunder Jesu können sich nur im Rahmen der Schöpfungsordnung bewegen. Diese Schöpfung unterliegt unüberbietbaren Grundbedingungen. Sie ist jedoch keineswegs so zwanghaft und starr, dass „Wunder“ irgendwelche Naturgesetze gewaltsam durchbrechen müssten. Vielmehr bietet die Schöpfung meist auch dann noch kreative Freiräume, wo wir nur mehr Fakten, Gesetze und Einschränkungen festschreiben wollen.

Bei den Wunderheilungen, von denen das Neue Testament als bleibende christliche Möglichkeit spricht, geht es allerdings nicht so sehr um die Natur und ihre Strukturen als um jene „Gesetzmäßigkeiten“, mit denen Menschen ihren Alltag zu regeln suchen. Denn dort wird nur zu rasch und leichtfertig festgelegt, wer Gesundheit und Wohlstand verdient und wer nichts anderes als Krankheit und Elend zu erwarten hat. Diese Vermutungen und Urteile können sich so autoritär und „göttlich“ gebärden, dass Menschen förmlich blind oder taubstumm werden müssen oder am besten sich gleich tot stellen, um nicht weiter in Schuld zu geraten.

Der eigentlich kritische Punkt im Verständnis von Krankheit und Heilung liegt im verinnerlichten Gottesbild. Denn überall, wo Gott nicht mehr als die gütige Quelle allen Lebens erfahren werden kann, verkommt er zur unbarmherzigen, unendlichen Quersumme aus Geboten, Verboten und Strafen. Dann wird die eigene Welt voll von Ängsten und Dämonen und das ganze Leben zur quälenden, krank machenden Frage: Was darf ich noch, was darf ich nicht mehr, wofür werde ich jetzt gerechterweise bestraft? Jesus hingegen hat sein Leben offen und vertrauensvoll gelebt und ist seinen Menschen ohne Ängstlichkeit, ohne niederschmetternde Kategorien und ohne Vorurteile entgegengekommen. Seine ganze Lebenshaltung und Verkündigung machte es jenen, die „es böse hatten“, möglich, sich in der Begegnung mit ihm seelisch und körperlich aufzurichten. Nur wenn es wieder gelingt, diese Praxis Jesu sichtbar und glaubwürdig zu machen, wird sich das oft nur abstrakt angekündigte „Seelenheil“ auch heute leibhaftig als wahr erweisen.

Erzähle mir eine Geschichte!

Umberto Eco und seine Theorie vom ständigen Interpretieren

Der italienische Schriftsteller Umberto Eco ist nicht nur der Verfasser großer historischer Romane, sondern auch Philosoph und Semiotiker. Er beschäftigt sich wissenschaftlich mit den sprachlichen Zeichen und ihrer Funktion. Eco versteht sich nicht als Christ und steht dem Glauben an Gott skeptisch gegenüber. Seine Zeichentheorie ist eine Herausforderung für den christlichen Glauben und die Theologie. Für Pfarrer Heinrich Frommer, Geschäftsführender Vorsitzender des Bundes für Freies Christentum, wirft die Sprachphilosophie Ecos ein Licht auf die Probleme bei der Interpretation biblischer Texte.

„Erzähle mir eine Geschichte!“ Unermüdlich liegen uns die Kinder mit dieser Bitte in den Ohren. Wir erfüllen diese Bitte, oder wir versuchen es wenigstens. Wir erzählen vom Räuber Hotzenplotz. Die Geschichten aus dem Buch sind schon oft und oft drangekommen. „Bitte, erzähle weiter!“ Also werden weitere Hotzenplotz-Geschichten erfunden. Gäste des Hauses werden in die Pflicht genommen: Auch sie bauen mit an dem allmählich übergroßen Bild des Räubers. Die ganze Welt ist Hotzenplotz. Die Kinder spielen die Geschichten. Sie glauben, dass sie ihn von ferne gesehen haben. Sie können jetzt selber Geschichten von ihm ausdenken und erleben. Im „Paradigma Hotzenplotz“ erfahren sie ihre Welt. Der Zusammenbruch dieses Paradigmas wird die erste große Verstehenskrise ihres Lebens sein.

Ist das ein Vorgang, der nur der Kinderwelt angehört? Könnte es nicht sein, dass im kindlichen Kontext mit großer Deutlichkeit Strukturen sichtbar werden, die wir so im Denken der Erwachsenen weiterpflegen, jetzt aber sorgfältig verborgen, eingebettet in eine Fülle von „erkenntnistheoretischen“ Rechtfertigungen für die Geschichten, aus denen wir unsere Lebensparadigmen beziehen?

Dies ist eine These, die uns Umberto Eco in seinen Werken vorträgt. Eco ist 1932 im Piemont geboren, studierte Philosophie und arbeitete zeitweilig auch als Journalist. Ab 1971 war er Professor für Semiotik an der Universität Bologna. Er veröffentlichte wissenschaftliche Werke, zum Beispiel „Semiotik und die Philosophie der Sprache“ (1984), und sah sich in der philosophischen Frontstellung gegen den Strukturalismus.

„Semiotik“ (von griechisch semeion = Zeichen) spürt den inneren Vorgängen der Sprache nach. Die Sprache ist nach Eco kein Wörterbuch. Sie lebt von dem, was die Interpretierenden einbringen.

Zu Weltruhm gelangte Eco durch seine vier großen Romane, in denen er seine Theorien versteckte. Das begann mit dem Werk „Der Name der Rose“ (1980). Es folgten „Das Foucaultsche Pendel“ (1988), „Die Insel des vorigen Tages“ (1994) und „Baudolino“ (2000). Im Folgenden soll auf „Das Foucaultsche Pendel“ eingegangen werden.

Am Anfang steht das Wort

Der Handlungsfaden des Romans zeigt drei Männer, die aus einer spielerischen Laune heraus sich eine Fortsetzung des Templerordens ausdenken. Der Templerorden wurde 1312 vom Papst aufgehoben. Seine Mitglieder wurden ausgelöscht und verschwanden.

In Wirklichkeit, so die Plauderer, sind sie untergetaucht. Sie leben in unzähligen Geheimgesellschaften bis heute fort und verwalten mit dem Stein der Weisen den Grund aller Wahrheit. Obwohl die Männer diese Geschichten frei erfunden haben, sehen sie sich bald mit Menschen konfrontiert, die als Anhänger dieser Bewegungen von ihnen die letzte Wahrheit erfahren wollen. Die Erzähler werden getötet, als sie diese nicht liefern können.

Die These heißt: Am Anfang steht das Wort, steht eine Geschichte. Diese wird weitererzählt und damit interpretiert. Jeder Erzähler bringt dabei etwas von sich ein. So wird die Geschichte angefüllt mit Lebenswirklichkeiten, die schließlich aus dem Erzählten neue Wirklichkeiten schaffen, die sich als harte Realitäten verselbständigen und damit wieder eigene Geschichten auslösen.

Eco hat dafür eine Belegstelle, die in Württemberg besonders berührt: 1654 starb Johann Valentin Andreae (1586-1654). Er wird als der „gebildetste lutherische Theologe seiner Zeit“ gerühmt und war maßgeblich am Wiederaufbau der württembergischen Landeskirche nach den Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges beteiligt, ein höchst verdienstvoller Mann.

Aber als Student hatte er zusammen mit einem Freundeskreis ein umstrittenes Werk in Gang gesetzt. Das Familienwappen der Familie Andreae war das Andreaskreuz, also ein großes X, in dem zwischen den Balken viermal die Lutherrose untergebracht ist. Daher rührt der Name des „Christian Rosenkreuz“. Dieser schildert angeblich 1459, dass ihm im Laufe seines Lebens die tiefsten göttlichen Wahrheiten angedeutet und in Aussicht gestellt worden seien, dass sie aber noch 200 Jahre verborgen seien, bis sie Menschen

geoffenbart werden sollten, die ihrer würdig sein würden. Das Buch fand trotz der widrigen Zeitumstände ein großes Echo. Man suchte allenthalben nach den Kreisen des Christian Rosenkruz, und als man sie nicht fand, gründete man sie, sodass sich bald die Bewegung der Rosenkreuzer in ganz Europa regte.

Andreae distanzierte sich später entschieden von dem Werk und bezeichnete es als einen Studentenscherz. Er konnte es aber nicht mehr verhindern, dass die Bewegung der Rosenkreuzer als esoterische Heilslehre ihren Weg machte und auch heute noch eine feststehende Gruppierung im religiösen Spektrum darstellt.

Nach Eco entfalten Geschichten durch weiterführende Interpretationen ein eigenes, selbständiges Wesen, vielleicht fast unabhängig von ihrem Ausgangspunkt. Von hier ist es nur ein kleiner Schritt zur biblischen Geschichte.

Die ursprüngliche biblische Geschichte wurde so vielfältig interpretiert und weitererzählt, dass wir ihre Urgestalt nicht mehr erkennen können. Aber in der Form, die sie angenommen hat, ist sie eine geschichtswirksame, eigenständige Realität geworden, die sogar die Weltgeschichte mitbestimmen konnte. Die Absicht Ecos heißt: „Ihr Christen, nehmt eure Geschichten nicht gar so ernst, behandelt sie mit größerer Flexibilität, wenn euch klar ist, wie diese Geschichten sich durch stete Neuinterpretation immer weiterentwickelt haben!“

Für die Theologie ist dieser Ansatz nicht neu. Was Eco aus linguistischer Sicht und aus sprachphilosophischen Erkenntnissen erarbeitet, hat die Theologie vor Augen, seitdem sie historisch-kritisch vorgeht. Die vier Evangelien zeigen ein unterschiedliches Bild von Jesus. Jedes Evangelium bietet also eine eigene Interpretation an. Jede Predigt über einen Evangelientext stellt wiederum eine neue Interpretation dar. Es gibt Jesusworte, die so erst in der Gemeinde formuliert worden sind, weil die Christen überzeugt waren, dass Jesus so in ihre Gegenwart hineingesprochen hätte. Provozierend wird die Frage aufgeworfen, wie viel wir von dem historischen Jesus überhaupt noch wissen.

Der christliche Glaube baut sich nicht auf „Tatsachen“ auf, die zu Jesu Zeit geschehen sind. Die können sich mehr so oder mehr so abgespielt haben. Eine gewisse Bandbreite kann in Kauf genommen werden. Aber es wurde eine Bewegung in Gang gebracht, die heute noch in Bewegung ist. Das ist es, was Eco die „Interpretation“ nennt. Wir sagen, das ist es, wenn Christen „aus dem Wort leben“. Was die ersten Zeugen Jesu festgehalten haben, ist für alle Zeit der Ausgangspunkt der Glaubenden, dieses Wort so auszulegen, dass es zum lebendigen Zuspruch in der jeweiligen Zeit wird.

Bei Eco können wir lernen, dass alle Interpretation, auch die eigene, nicht „reines Gotteswort“ darstellt, sondern den Versuch „meines Gotteswortes“. Das müsste uns duldsamer machen, und vorsichtiger gegenüber aller Verketzerung.

Entfremdung und Versöhnung

Zur Theologie von Bischof Professor Gert Hummel

Am 15. März 2004 starb in Tiflis (Georgien) Dr. Gert Hummel. Er war von 1971 bis zu seiner Emeritierung 1998 Professor für Systematische Theologie an der Universität Saarbrücken, danach Pfarrer in Tiflis, wo er die evangelisch-lutherische Kirche wieder begründete und unter hohem persönlichem Einsatz betreute. Ab 1999 war er Bischof der evangelisch-lutherischen Kirche in Georgien. Der am 8. März 1933 in Sindelfingen geborene Theologe wurde 1964 wissenschaftlicher Assistent in Saarbrücken bei Professor Ulrich Mann, dem früheren Präsidenten des Bundes für Freies Christentum. Bis zu seinem Wechsel nach Tiflis 1998 war Hummel selbst Mitglied des Bundes für Freies Christentum. Ab 1992 leitete er als Präsident die Deutschen Paul-Tillich-Gesellschaft e.V.

1993 veröffentlichte Gert Hummel das Buch „Sehnsucht der unversöhnten Welt. Zu einer Theologie der universalen Versöhnung“. Teilweise gehen die verschiedenen Kapitel auf Tagungen in der Evangelischen Akademie Bad Boll in den achtziger Jahren zurück. Seine damaligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter an der Universität Saarbrücken bemerken „Zum Geleit“: „Die Arbeit in Forschung und Lehre war in den letzten Jahren nur ein Teil des Wirkens von Gert Hummel. Er hat sich daneben mit buchstäblich grenzenlosem Engagement für die Versöhnung zwischen den Völkern in Ost und West eingesetzt und so die Versöhnung nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis bewährt.“

Tatsächlich schlug er Brücken nicht nur zur Universität Tiflis, sondern auch zu den Universitäten Sofia, Warschau und Prag. Gerade weil er in einer philosophischen Fakultät Theologie betrieb, pflegte er als Schüler Paul Tillichs in besonderer Weise das Gespräch mit Philosophie, Pädagogik und Psychologie.

Hummel verstand Theologie als Erfahrungswissenschaft: „Gott ist kein Gegenstand - Gott ist eine Erfahrung.“ Weil die christliche Religion in einer Fülle religiöser Erfahrungen gründet, ist sie in menschliche, kulturelle und politische Gegebenheiten eingebunden. Die unabdingbare Menschenbezogenheit der Erfahrung Gottes in der christlichen Religion ist deshalb die Ursache dafür, dass sie eine wissenschaftliche Theologie hervorgebracht hat.

Bevor aber die Versöhnung als Erfahrung ins Spiel gebracht werden kann,

muss über die Konflikte des menschlichen Lebens nachgedacht werden. Hummel zitiert in diesem Zusammenhang vor allem die Psychologie von Carl Gustav Jung. Von ihm übernimmt er die Erkenntnis, dass Konflikte immer in einem Ungleichgewicht zwischen Unbewusstem und Bewusstsein gründen. Er sieht darin eine Aufnahme der theologischen Gedanken vom radikal entfremdeten Menschen und seiner Welt. Darum widerspricht Hummel der verbreiteten Verharmlosung des Begriffs der Versöhnung, als ob es um Beschönigen von Differenzen oder die Verzeihung von Unrecht gehe. Entfremdung und Versöhnung sind geradezu die Schlüsselworte zum Verstehen der universalen Geschichte des Seins und ihres endgültigen Sinns. Diese Überzeugung verleiht Nüchternheit und Gelassenheit.

Anverwandlung des Bösen an das Gute

In diesem Zusammenhang setzt sich Hummel auch mit dem Bösen auseinander. Entgegen dem Zeitgeist hält er fest: „An der Art und Weise, wie eine Theologie das Böse zum Verstehen oder zur Sprache bringt, entscheidet sich der Charakter einer Theologie überhaupt“ (Sehnsucht der unversöhnten Welt, S. 47). Das Rätsel des Bösen beschäftigte ihn schon in seiner (nurn maschinenschriftlich vorliegenden) Doktorarbeit „Satanas und Diabolos im Neuen Testament“ von 1961. Im Blick auf das Böse kommt Hummel zu der Auffassung, der Spaltung von Gott und Welt, Himmel und Hölle, Geist und Natur sei der Abschied zu geben, zumal sie sowieso nicht biblischem Denken entspreche. Nachdem er die Realität des Bösen in den Beziehungen zu den Mitmenschen, zur Welt und zu sich selbst analysiert hat, fragt er: Wozu ist das Böse der Wirklichkeit mitgegeben? Seine Antwort lautet: Um der Vollendung des Guten willen.

Versöhnung ist nun gerade die Anverwandlung des Bösen an das Gute, also nicht die Rücksicht nehmende Konfliktberuhigung, sondern eine ungemein zukunftsgerichtete, auf Erneuerung bedachte Wirklichkeit. Hummel nennt das „Christopraxis“ (Gestaltung des Lebens von Christus her) oder auch „sakramentales Handeln“. Wohl sieht er, dass Symbole ihre Kraft verlieren können und gewissermaßen sterben. Die Sakramente der Kirche sieht er gefährdet durch den Hang zu einer „Verbegrifflichung“ und zum Formalismus. Manches weise aber in die entgegengesetzte Richtung: „Erfahrungen, die freilich zumeist außerhalb der Kirche gemacht werden; die Wiederentdeckung von Fest und Spiel in der Religion; das allmählich wachsende Mitleben-Dürfen unserer Gefühle und Intuitionen. Es gilt, diese verschüttete Tiefe ans Licht zu heben“ (Sehnsucht der unversöhnten Welt, S. 121).

Nach Auschwitz kann man nur Theologie treiben, wenn man sich auch über Schuld und Vergebung Gedanken macht. Nicht zufällig zitiert Hummel das „unheimliche Bekenntnis“ Adolf Eichmanns bei der Verhandlung in Jerusalem: „Ich glaube an die Liebe Gottes, und ich glaube auch jetzt noch, dass Gott mich führt.“ Eine solche billige Gnade kann nicht befreien. Solche Entschuldigungen zielen immer nur auf unser eigensüchtiges Ich, statt „mit uns von uns weg zu verweisen auf das, was unser Ich transzendiert. Das gilt für Predigt und Sakrament, für Kasualien [kirchliche Amtshandlungen] und Seelsorge gleicher Maßen.“

Das Unendliche mitten in der Endlichkeit

Schuld und Vergebung reichen über die endliche Existenz zwischen Geburt und Tod hinaus. Sie haben teil am Unendlichen, mitten in der Endlichkeit. Es liegt wohl an den vielen Gesprächen mit der Anthroposophie, dass sich Hummel auch mit der östlichen Karma-Vorstellung auseinandersetzt. Er sieht, dass wir ein neues Welt- und Menschenbild brauchen, da das traditionelle zu kurz greife. Folgerichtig diskutiert er Leben und Tod in christlicher Sicht. „Jenseits des Todes ist kein Einzelsein, keine Individualität, kein unendliches Ich-Sein. Und doch ist der Tod, wenn wir der trinitarischen Deutung der Welt als des Leibes Gottes und seiner Geschichte vertrauen, nicht einfach die Rückkehr in unsere Herkunft, sondern Teilhabe an der Verwandlung der Wirklichkeit-im-ganzen zu ihrer endgültigen Geist-Gestalt“ (S. 151). Das biblische Bild für dieses Wandlungsgeschehen ist das Weizenkorn, das in die Erde gelegt wird, um sterbend viel Frucht zu bringen (Johannes 12, 24).

Ist der Tod kein absurdes Geschehen mehr, dann wird der Mensch frei für eine „Ethik der Versöhnung“. Unter anderem wünscht sich Hummel endlich kräftige Wirkungen „von einer lebendigen Europäischen Kirchenkonferenz, die alle Kirchen und Religionsgemeinschaften vereinigt, von denen jede endlich dem Anspruch auf den Besitz der Wahrheit abschwört, um einander zu befruchten in wahrhaft ökumenischem Geist“.

Hummel sieht im letzten Kapitel seiner „Sehnsucht der unversöhnten Welt“ Gefahren, die mittlerweile eingetroffen sind, aber auch positive Entwicklungen, die es zu unterstützen gilt. Trotz aller Probleme macht Hummel Mut, die Chancen der Zukunft unserer Wirtschafts- und Arbeitswelt zu sehen. Er formuliert dafür ein „Ethos der Muße“. Müßig ist in Wahrheit, wer für das Endgültige wirkt. Diese Erkenntnis ist denen fremd, die unter der Herrschaft des Leistungsethos bloß auf endliche Zwecke gerichtet sind. Natürlich ist der Weg in die Zukunft kein Weg der „Untätigen, aber was zu tun ist, wenn wir Gerechtigkeit

und Offenheit, Frieden und Fairness verwirklichen, hat mehr vom Wesen des Festes und des Spiels als vom Ernst oder gar tödlichem Ernst des bisherigen Fortschritts. So könnten bei der Verwirklichung des Neuen in der Tat die Religionen und insbesondere die christlichen Kirchen Stätten des Exerzitiums werden - in Theorie und Praxis. Denn sie haben Erfahrung auf diesen Feldern. Es wäre gut, sie würden die Chance ergreifen, Pioniere und nicht Schlusslichter des Kommenden zu sein“ (S. 197).

Gert Hummel ist weithin bekannt geworden, weil er nach seiner Pensionierung in Georgien die evangelisch-lutherische Kirche wieder zum Leben gebracht und einige Jahre als ihr Bischof geleitet hat. So eindrucksvoll diese Leistung eines Pensionärs ist und von ihm selber als ein Höhepunkt seines Lebens verstanden wurde, so wäre es doch unangemessen, seine theologischen Leistungen gering zu schätzen.

Théo Junker

Versöhnung und Verwandlung

Zum Tod von Gert Hummel

Am 3. Juni 2004 fand an der Universität Saarbrücken eine akademische Gedenkfeier für Bischof Professor Dr. Gert Hummel statt. Wir zitieren einige Sätze aus der Gedenkrede von Dr. Théo Junker (Luxemburg), dem Ehrengeneraldirektor des Europäischen Parlaments in Straßburg und dem Ehrenpräsidenten der französischsprachigen Paul-Tillich-Gesellschaft, die er 20 Jahre lang geleitet hatte. Junker war als postgraduate student 1960/1961 an der Harvard University ein persönlicher Schüler von Paul Tillich gewesen.

Derselbe Gert Hummel, der uns fehlt, hilft uns weiterzublicken und fortzuschreiten. Im Menschenleben geht es „wesentlich um jene Lebensakte der Versöhnung, in denen – das Christusgeschehen aufnehmend – die Welt ihrer Vollendungsgestalt zu-reift. Solche Lebensakte der Versöhnung sind stets ein Stück vorweggenommenen Todes, was erst die ganze Bedeutung des Satzes erschließt, dass wir mitten im Leben mit dem Tod verschwistert sind“ (Hummel, Sehnsucht der unversöhnten Welt, Seite 150-151). Teilhabe an der Verwandlung und Fruchtbringen, dies war für Hummel der Sinn und die Würde unseres endlichen Lebens, Sterbens und Todes.

Für Hummel war Theologie keine trockene Wissenschaft, sondern eine Lebenseinstellung, die ins Leben umgesetzt und vorgelebt werden muss. Grenzüberschreitend, brückenbauend, zusammenführend, so übersetzte Hummel richtig die „Theologie des konkreten Geistes“, von der Paul Tillich sprach. Seine eigene „Theologie der universalen Versöhnung“ versteht sich als „Aufhebung von Entfremdung“ im individuellen, im sozialen, wie im mundanen Wirklichkeitsfeld, als „gleichermaßen sprachlich(e) und handelnd(e)“ Erfahrung der Kraft des Grundvertrauens, des Dialogs, der Kreativität. Den Grund und die Möglichkeit der Versöhnung findet er im Neuen Sein, als dessen Träger Jesus erschien und damit den Namen des Christus bekam. „Das Christus-Geschehen, wie es in Jesus von Nazareth begonnen hat und in jedem Glaubenden fortgelebt wird, ist von universaler Qualität.“ Hier liegt die Theologie nicht im Abseits, hier verkennt der Glaube nicht die Wirklichkeit. Hier kann der Glaube die existenzielle Situation verwandeln. Hier ist Teilnahme an der Verwandlung.

Ungleich Goethes Faust – der nacheinander „das Wort“, dann „den Sinn“, sodann „die Kraft“ und endlich „die Tat“ als exklusive Prinzipien „im Anfang“ stehen lässt - war für Hummel „Logos“ nicht von „Praxis“ zu trennen. Schrieb er doch : „Der Christologie steht die Christopraxis gleichberechtigt zur Seite.“ Er verstand beide nur in Verbindung und Zusammenspiel: Sprache und Handlung, Wort und Sakrament, Vernunft und Glaube –nicht als etwas für wahr halten, sondern als etwas, das Verwandlung bringt, das viel und vielfältige Frucht bringt.---

Die wichtigsten Bücher von Gert Hummel, in der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft Darmstadt erschienen, sind vergriffen:

Theologische Anthropologie und die Wirklichkeit der Psyche. Zum Gespräch zwischen Theologie und analytischer Psychologie“ (1972).

„Die Begegnungen zwischen Philosophie und evangelischer Theologie im 20. Jahrhundert“ (1989).

„Sehnsucht der unversöhnten Welt. Zu einer Theologie der universalen Versöhnung“ (1993).

Im Buchbandel erhältlich:

Peter Haigis / Gert Hummel: Schwäbische Spuren im Kaukasus. Auswandererschicksale. Sternberg-Verlag bei Ernst Franz, Metzingen 2002 (ISBN 3-87785-029-4), 281 Seiten. 13 Euro.

Peter Haigis / Doris Lax (Herausgeber): Brücken der Versöhnung. Festschrift für Gert Hummel zum 70. Geburtstag 2003. LIT-Verlag Münster (ISBN 3-8258-6394-4), 402 Seiten. 24,90 Euro

Dokumentation

Peter Lange

Das „templerische Abendmahl“

Templer in Deutschland und Australien führen Agape-Feiern ein

Die „Tempelgesellschaft“, deren deutscher Zweig korporativ dem Bund für Freies Christentum angeschlossen ist, kennt keine Sakramente, genauso wenig wie die Quäker und die Heilsarmee. Seit 1999 feiern die Templer in Deutschland, seit 2004 auch in Australien an Gründonnerstag aber ein „Agape-Mahl“. Drei Grundelemente sind dabei, nach Auskunft von Dr. Brigitte Hoffmann (Stuttgart), das Gedenken an Jesus, die Gemeinschaft im Sinn des Zusammengehörens der Gemeindemitglieder und die Liebe im Sinn der Versöhnung untereinander. Gebete nehmen auf Brot und Wein Bezug. Die Einsetzungsworte des Abendmahls werden nicht benutzt. Die Agape-Feier wird bewusst nicht als Mahlzeit gestaltet. Peter Lange (Stuttgart), Tempelvorsteher für Deutschland und Australien und Vorstandsmitglied im Bund für Freies Christentum, schreibt in der Monatschrift „Die Warte des Tempels“ Juni 2004, Seite 89-90, über das „templerische Abendmahl“.

Unser Tempelgründer Christoph Hoffmann (1815-1885) hat uns in seinem Buch „Occident und Orient“ entsprechende Anweisung für einen vollkommeneren Gottesdienst gegeben. Er erklärt dort, warum er manches am damals gebräuchlichen gottesdienstlichen Kultus abgebaut habe, weil es leicht zu Missverständnissen Anlass gegeben hätte, dass aber an seine Stelle

Neues zum Gottesdienst hinzutreten müsse, damit eine wirksamere Einrichtung geschaffen werde. Zweck und Wert alles menschlichen Gottesdienstes bestehe nämlich in der Wirkung, die dieser auf den Menschen ausübe, auf „die Hebung und Verbesserung seines inneren und äußeren Zustandes“.

Wir haben unsere Agape-Feier als das „templerische Abendmahl“ bezeichnet, weil sie die Merkmale der frühchristlichen Mahlfeiern enthält: das Gedenken an Leben und Lehre Jesu und an seine Selbsthingabe im Tod, das Erleben von Gemeinschaft mit anderen Menschen beim gemeinsamen Essen und das Bewusstwerden der Liebe (der Agape), die das Fundament aller guten menschlichen Beziehungen ist. Eine solche Feier muss auf möglichste Einfachheit ausgerichtet sein, sie darf nicht zu einem Schauplatz theologischer Auseinandersetzungen und Streitigkeiten werden, wie das im kirchlichen Leben in der Vergangenheit so oft der Fall war und offensichtlich immer noch ist. Sie darf auch nicht von einer „obersten Autorität“ reglementiert werden, auch „Laien“ sollen sie nach den jeweiligen Gegebenheiten ausrichten können.

In einem freichristlichen Seminar, das vor Jahren einmal in Stuttgart zum Verständnis des Abendmahls gehalten worden ist, führte der Vortragende aus, dass Brot und Wein uralte Zeichen der Gastfreundschaft seien. Jesus von Nazareth habe zur Veranschaulichung seines Evangeliums von der entgegenkommenden Liebe Gottes immer wieder das Gleichnis des Gastmahls verwendet und auch bei seinem letzten Zusammensein mit den Jüngern das Symbolhafte von Brot und

Wein herausgestellt. „Wenn er uns in der Agape-Feier Brot und Wein anbietet, will er uns damit sagen: Ich bin euer Freund. Ihr seid mir willkommen. Ihr müsst keine Angst haben, dass diese Freundschaft einen Haken hätte. Ihr seid eingeladen. Alle. Ohne Unterschied. Wenn ihr in meinem Namen zusammenkommt, um das Brot miteinander zu teilen, dann wird in diesem Geschehen etwas erlebbar von meiner Gegenwart. Dann bin ich in eurer Mitte lebendig und kann euch sättigen und kräftigen wie das tägliche Brot.“

Wäre es nicht schön, wenn alle Christen das Abendmahl in diesem Sinne feiern könnten, damit es wirklich „gemeinschaftsstiftend“ ist und sich nicht „bekenntnistrennend“ auswirkt? Dass es auch Beispiele gibt, dass Abendmahl ähnlich wie bei uns gefeiert wird, zeigt ein Bericht aus der Reformierten Kirche der Schweiz, worin es heißt: „Unsere Tradition geht auf Huldrych Zwingli und dessen betont symbolisches Abendmahlsverständnis zurück: Brot ist Brot und bleibt Brot; Wein ist Wein und bleibt Wein. Die Elemente werden nicht ‚geweiht‘ und die Zeremonie gilt nicht als ‚heilige Handlung‘. Wir kennen keinen Altar und feiern das Mahl an einem gewöhnlichen Tisch, so einfach wie möglich. Wir glauben, dass Jesus im Geist anwesend ist und nicht in den Elementen.“

Leider gibt es in der Christenheit keine Einigkeit darüber, wer sich einen „Christen“ nennen darf. Das ist bedauerlich, da wir doch alle, gleich welcher Konfession, dem Einen nachfolgen wollen. Dieses Ernstnehmen der Nachfolge Jesu und der Bezug zu seinem Leitbild sollten jedes Abendmahl prägen. Ein sakramental ver-

standenes Abendmahl kann uns nicht befriedigen, und wenn dieses als Kriterium für ein „Christsein“ angesehen würde, müssten wir Templer uns eben „Jesusaner“ nennen.

Bücher

Alfred Ribi: Anthropos. Der ewige Mensch. Der ewige göttliche und kosmische Mensch in Geschichte, Politik und Tiefenpsychologie. Peter Lang Verlag (Europäischer Verlag der Wissenschaften), Bern 2002 (ISBN 3-906768-08-2), 353 Seiten. 60 Euro.

Alfred Ribi: Zeitenwende. Die geistigen Wurzeln unserer Zeit in Hellenismus, Hermetik, Gnosis und Alchemie. Peter Lang Verlag (Europäischer Verlag der Wissenschaften), Bern 2001 (ISBN 3-906766-73-X), 368 Seiten. 61,20 Euro.

Ist es nicht ein Wagnis, in einer Zeit alltäglicher Beschwernis durch Nachrichten von praktizierter Unmenschlichkeit das Übermenschliche, ja Göttliche am Menschen anzusprechen und dessen Spuren in den Archiven unserer Geistes- und Seelengeschichte auszumachen und nachzuzeichnen? Alfred Ribi, Arzt und Psychotherapeut (Richtung von Carl Gustav Jung) zu Erlenbach (Kanton Zürich), wurde durch seine tägliche Praxis hierzu ermutigt. Wie er zeigt, stehen die Bilder und Symbole, die aus unserem Unbewussten aufsteigen, oft im Gegensatz zu unserer bewussten Einstellung und den Normen unseres Handelns und haben sehr viel zu tun mit einer Bild- und Symbolwelt, die uns fremd geworden ist. „Esoterische“ Gruppen wie die Gnosis und die Alchemie im

Ausgang der Antike, im Mittelalter und in der frühen Neuzeit blieben den „offiziellen“ Institutionen zumeist verdächtig. Ihre Dokumente erschlossen sich darum meistens erst im Lauf des 20. Jahrhunderts. In emotional bewegenden Träumen heutiger therapeutischer Beratungsklienten finden sich erstaunliche Parallelen zu der mythisch gefärbten Bild- und Symbolsprache jener Randgruppen. Ribí verbirgt nicht die Schwierigkeiten und Chancen ihrer Deutung im Blick auf die aktuellen persönlichen, mitmenschlichen und umweltlichen Dringlichkeiten seines Klientenkreises wie auf die vergangenen „esoterischen“ Parallelen.

Warum aber mussten sich jene Gruppen „einigen“ und damit den Verdacht ihrer sozialen und religiösen Mitwelt herausfordern, der zum Teil bis heute angehalten hat? Hier lässt sich eine „Zirkelstruktur“ vermuten: Die durch besagte Epochen hindurch dominierenden Institutionen brauchten offenbar die Ausgrenzung jener Randgruppen zur Bestätigung ihrer Selbstsicherheit. Dies jedoch musste dogmatisch und moralisch begründet werden. So „musste“ etwa den Gnostikern geistlicher Hochmut und das Fehlen von Moralität angehängt werden. Dass sie nunmehr von der Mehrheit der „korrekt“ Glaubenden ausgeschlossen waren, begünstigte in ihnen die Gewissheit, sie selbst seien „erwählt“ und im zweifelsfreien Besitz der „Wahrheit“.

Es würde den Rahmen einer knappen Besprechung sprengen, die von Ribí beschriebenen Bild- und Symbolinhalte der gnostischen, hermetischen und alchemistischen Texte mit den heutigen Traum-„Geschichten“ im Einzelnen zu verglei-

chen. Denn zuletzt geht es um die „Felder“ und Kristallisationskerne, die den aus dem persönlichen wie aus dem kollektiven Unbewussten auftauchenden Träumen, Fantasien und bildnerisch-malerischen Gestaltungen zu Grunde liegen. Carl Gustav Jung nannte sie, einem spätantiken Sprachgebrauch folgend, „Archetypen“, „anfängliche Grundstrukturen“, wie „Anima“, „Animus“, Urmutter, Vater, den pfiffigen „Trickser“, „Geist“, „Natur“ und die Grundzahlen, um nur die einprägsamsten zu nennen. Vor allem die Gnosis scheint deren Mitte deutlicher (wenn auch in den merkwürdigsten Verkleidungen) wahrgenommen und um deren Sinn gerungen zu haben: Deren Name, „Anthropos“ (Urmensch; Mensch schlechthin), mag Ribí den einen der beiden Buch-Haupttitel nahe gelegt haben. In den gnostischen Welt-Querschnitten scheint die Herkunft des „Menschen“ aus den „oberen“, „pneumatischen“ Zonen die Chance und zugleich Verpflichtung zur Beherrschung der „unteren“, „psychischen“ und stofflichen Zonen zu enthalten (y-Achse im geometrischen Schema). Die Alchemie gewichtet stärker die Verbindung des weiblichen und des männlichen Charakters: „Königin“ und „König“ (x-Achse). Letztlich geht es um das immer wieder bedrohte Ganz-Sein-Können des Menschen.

Für eine mögliche Neuauflage könnte, dem zweiten Haupttitel entsprechend, bedacht werden, dass und warum die für uns Menschen und das All konstitutive Dimension der Zeit in Gnosis, Hermetik und Alchemie gegenüber der Raum-Spekulation zu kurz kommt. Unter den „Hoch“-Religionen sind es wohl die jüdi-

sche, die parsische und die christliche, in denen die Zeit manchmal zurückgedrängt und dann wieder „eingesetzt“ wurde – christlich nicht zuletzt durch die Ordnung des Kirchenjahrs, das den Gläubigen das Geleit des „Menschensohns“ ermöglichte und durch das Angebot einer Teil-Identifikation zusicherte. Und welches Gewicht hat die Dimension der Zeit für die wie auch immer orientierte Hilfe, die der zunehmend verunsicherte Mensch für sich und seinesgleichen in unserer „Wendezeit“ sucht!

Gerhard Bartning

Emanuel Hirsch: Das Wesen des Christentums. Neu herausgegeben und eingeleitet von Arnulf von Scheliba (Gesammelte Werke Band 19). Verlag Hartmut Spenner, Waltrop 2004 (ISBN 3-89991-005-2). 38 + 188 Seiten, kartoniert. 18 Euro.

Emanuel Hirsch: Das Wagnis des Glaubens. Predigten und Andachten 1930-1964. Neu herausgegeben und eingeleitet von Hans Martin Müller (Gesammelte Werke Band 39). Verlag Hartmut Spenner, Waltrop 2004 (ISBN 3-933688-99-X). 11+328 Seiten, kartoniert. 22 Euro.

Im Rahmender groß angelegten, verdienstvollen Ausgabe der „Gesammelten Werke“ von Emanuel Hirsch (1888-1972), herausgegeben von Hans Martin Müller im Verlag Hartmut Spenner, sind 2004 zwei wichtige Bände erschienen: „Das Wesen des Christentums“ und „Das Wagnis des Glaubens“.

Hirsch zählt zu den bedeutendsten Theologen des 20. Jahrhunderts. Der scharfsinnige Kirchenhistoriker und Systematische Theologe war einer der großen

liberalen lutherischen Theologen. Der Kenner der neueren Philosophie- und Theologiegeschichte verband Kritik und Frömmigkeit, Reformation und Aufklärung, Wahrhaftigkeitsethos und Ewigkeitsgewissheit.

Es ist tragisch, dass er sich durch sein Ja zum Nationalsozialismus, das er nie ausdrücklich widerrief, ins Abseits brachte. Hirsch ist ein Musterbeispiel dafür, wie auch herausragende Theologen und Kirchenleute ihren blinden Fleck haben. Längst vor dem Dritten Reich dachte Hirsch völkisch-deutschnational. Das Volkstum ordnete er in die Schöpfungsordnungen ein. Immerhin war der „Deutsche Christ“ Hirsch in seinen im Dritten Reich erschienenen Schriften – dafür sind „Das Wesen des Christentums“ und „Das Wagnis des Glaubens“ Beispiele – nicht total vom Nationalsozialismus eingenommen. Er versuchte ihn zu verchristlichen und mit dem Geist der Liebe zu durchdringen. Das deutsche Volk könne die mit dem „deutschen Aufbruch“, der „Erhebung von 1933“ gegebene Gelegenheit auch verspielen, wenn es sich nicht zu Gott hinkehre. Ein schroffer Rassismus und Antisemitismus findet sich nicht. Ausdrücklich wird auch gesagt, Gott rede zu allen Völkern und zu allen einzelnen Menschen.

Man sollte nicht bei Hirsch wegen einiger befremdlicher politischer Aussagen und Ausdrücke die Goldkörner übersehen, die sich in seinem Werk auch während des Dritten Reichs finden. In beiden Bänden wird durch Einführungen, welche die Zeitbedingtheit mancher Aussagen Hirschs ausdrücklich reflektieren, geholfen, das Bleibende in Hirschs Denken von

dem Abwegigen zu unterscheiden. In Hirschs nach 1945 erschienenen Werken kommt die braune Färbung nicht vor.

„Das Wesen des Christentums“, eine Vorlesungsreihe von 1938, 1939 erschienen, hat durch die Neuauflage zum ersten Mal die Chance, wirklich zur Kenntnis genommen zu werden. Die geschichtliche Entwicklung des Christentums, in einigen Schwerpunkten dargestellt, verschränkt sich mit der theologischen Besinnung auf den bleibenden Gehalt des Christentums. Auf dem Hintergrund des universalen Bewusstseins von Gott steht Jesus von Nazareth als der zentrale Offenbarer und Vermittler der Liebe Gottes im Mittelpunkt. Das Kreuz Jesu ist als seine letzte Hingabe und als sein Durchgang ins ewige Leben verstanden. Jesus rief zur Umkehr und bezeugte die absolute Verbindlichkeit des göttlichen Liebeswillens, verbunden mit der Freiheit von religiösen Satzungen und Zwängen. Dazu kommt als entscheidendes Moment das Angewiesensein auf Gottes Gnade. Hirschs Theologie ist streng auf Gott bezogen, in der Spannung von Rätselhaftigkeit und Offenbarwerden Gottes.

„Das Wagnis des Glaubens“ enthält „Predigten und Andachten 1930-1964“. Die meisten dieser bisher kaum greifbaren Texte stammen aus der Zeit bis 1940/1941, zwei aus dem Jahr 1964.

Die Predigten sind klar, thematisch, meditativ, hervorragend auch als Lesepredigten. Tiefsinnig wird das Verhältnis von Gott und Mensch ausgelotet. Alle Oberflächlichkeit im Reden von Gott wird vermieden, zugunsten der Erhabenheit und Heiligkeit Gottes. Zu den breit angelegten Predigten gesellen sich kürzere An-

dachten. Hirsch zeigt, wie man mit kritischer Theologie aufbauend predigen kann.

Zwei frühere Predigtbände von Hirsch, die er selbst herausgegeben hatte, sind inzwischen auch in den „Gesammelten Werken“ neu erschienen: „Der Wille des Herrn“ von 1925 (Gesammelte Werke Band 37, 2001, ISBN 3-933688-47-7; 16 Euro) und „Das Evangelium“ von 1929 (Gesammelte Werke Band 38, 2001, ISBN 3-933688-48-5; 16 Euro). Dazu kommt der Predigtband „Ihr aber seid Christi“ mit Predigten aus seiner kurzen Zeit als Pfarrer in Schopfheim 1917 (Gesammelte Werke Band 36, 2001, ISBN 3-933688-60-4; 20 Euro).

Andreas Rössler

Metzler Lexikon Religion. Gegenwart – Alltag – Medien, 4 Bände. Herausgegeben von Christoph Auffarth, Jutta Bernard, Hubert Mohr unter Mitarbeit von Agnes Imhof und Silvia Kurre. Metzler Verlag Stuttgart/Weimar, 1999-2002 (ISBN 3-476-01678-1). Band 1, 1999, Abendmahl – Guru, 18+532 Seiten. Band 2, 1999, Haar – Osbo-Bewegung, 632 Seiten. Band 3, 2000, Paganismus – Zombie, 4+729 Seiten. Band 4, 2002, Register und Materialien, 7+438 Seiten. 149,95 Euro (das Werk kann nur zusammen gekauft werden).

Mit obigem Werk liegt ein ansprechend aufgemachtes Sachlexikon vor. Es bietet etwa 600 alphabetisch geordnete Artikel dar, ferner zusammenfassende Überblicks, besonders zu den „Strömungen der Kultur- und Religionswissenschaft im 20. Jahrhundert“ (Band 4, Seiten 1-38), Zeitafeln, Bibliographien, Filmographien und zahlreiche Internet-Adressen. Daran mitgearbeitet haben über 200 Autoren aus

dem Bereich der Religionswissenschaft und Theologie wie auch der Kultur-, Sozial- und Literaturwissenschaft. Sie haben ein in mancherlei Hinsicht neuartiges Nachschlagewerk zusammengestellt.

Dem zunehmenden Pluralismus unserer Zeit Rechnung tragend, geht es von einem weitgefassten Begriff von Religion aus und sucht sie mit ihren lebensprägenden, nicht zuletzt „sinnlichen“ Bezügen über ihre traditionelle Ausformungen hinaus besonders in der postmodernen Alltagswelt (mit ihrer multimedialen Vermittlung) zu erfassen (ein Beispiel: „Populäre Kultur“). Die vielfältigen, mitunter etwas poppigen Illustrationen (unter anderem auch Plakate, Karikaturen und Comics) tragen zu diesem Anliegen in besonderer Weise bei (etwa das Heilsversprechen anpreisende Werbeplakat eines TV-Senders mit einem Fußballer in Oranthenaltung, Band 3, S. 44).

Das Lexikon nimmt sich nicht die enzyklopädische Auflistung zur Aufgabe, sondern die beispielhafte Auswahl, die in sechs Bereiche mit 39 Themenfeldern unterteilt ist (dazu die Übersicht, in Band 1, S. XII). Dergestalt steckt es ein überaus weites Feld ab, das nicht nur die großen Weltreligionen, ethnische Religionsformen und verschiedenste Glaubensgemeinschaften, sondern zudem auch den Problemkreis von Wissen und Glaube (etwa „Rationalismus/Irrationalismus“), das Entstehen neuer Religionen als Erscheinungsform der industriellen Gesellschaft („Scintology“) und überhaupt den „religiösen Markt der Möglichkeiten“ („Esoterik/New Age“) umfasst.

Unter der starken Gewichtung der Gegenwart tritt der geschichtliche Aspekt

spürbar zurück. Deutlich wird dies an manch zu kurz geratenen traditionellen Begriffen (wie etwa „Erweckung“, „Eschatologie“, „Nativismus“, „Schöpfung“). Artikel über „Deismus“, „Quäker“, oder auch „Karma“, „Schüten“ und „Sunniten“ fehlen sogar überhaupt. Leider ist auch der Fokus etwas zu sehr auf Europa gerichtet (dazu die Einleitung in Band 1, S. X). Sichtbar wird dies etwa am knappen Artikel „Mission“ (Band 2, S. 451-454), der sich fast ausschließlich auf das Christentum konzentriert.

Trotz dieser Mankos stellt das unkonventionelle Lexikon dank seiner insgesamt informativen Artikel, die am Rand durch hilfreiche Stichworte strukturiert werden, eine unausschöpfliche Fundgrube dar. Es trifft weithin den Nerv der Zeit, in der immer mehr Menschen sich ihre eigene Religion schaffen.

Werner Raupp

Leser-Echo

*Zu: „Bescheiden und ehrfürchtig vor Gott“
(Freies Christentum 3/2004, S. 58-63)*

Dem geistreichen und verständlichen Artikel anlässlich des 200jährigen Todestages Immanuel Kants, der auf eine Predigt von Pastor Helmut Langel zurückgeht, muss ich in einigen Punkten widersprechen. Es ist irreführend, im Hinblick auf Kants Grundlegung der Ethik von einer Ordnung zu sprechen, die empfunden und durch ein allgemeingültiges Gesetz bestätigt werden kann. Weder die Natur noch das Gefühl kann als Wegweiser der Sittlichkeit meiner Handlungen dienen.

Kants Ausgangspunkt der Ethik ist allein der gute Wille. Kant-Interpreten sprechen in diesem Zusammenhang auch von einer „kopernikanischen Wende“ in der Moralphilosophie. Es gibt keine natürliche Ordnung und auch keine Ordnung, die hinter der Natur auszumachen ist und an der sich der gute Wille zu orientieren habe. Der gute Wille verleiht den von ihm gewählten Zwecken erst die Qualität des Gutseins. Diese müssen sich um den guten Willen „drehen“, nicht umgekehrt. Beispielsweise ist Selbstbeherrschung nur dann gut, wenn sie Eigenschaft eines Menschen guten Willens ist. Bei einem selbstbeherrschten Einbrecher ist davon nicht auszugehen. Und worin besteht nun ein guter Wille? Der Kategorische Imperativ kann als Definition des guten Willens gesehen werden. Ich werde zu einem Gedankenexperiment aufgefordert, meine Maximen (= Willensgrundsätze) auf Verallgemeinerbarkeit hin zu prüfen. Meine Gefühle können dem entsprechen oder auch widersprechen, sie sollen in dieser Hinsicht kein ausschlaggebendes Kriterium für mein Handeln bilden. Kants Verdienst liegt darin, dass er eine Ethik innerweltlich begründet, ohne auf Theologie oder Religion als Bestimmungsgrund zurückzugreifen.

Dr. Werner Martin, Oldenburg

Zu: „Auch Paulus war fehlbar“ (Freies Christentum 3/2004, S. 71-74)

Mir scheint, dass die wichtigsten Ergebnisse der Bibelforschung in den Gemeinden noch lange nicht angekommen sind. Dass zum Beispiel die ersten drei Evangelien mehr dem historischen, dem ganz und gar jüdischen Jesus näher ste-

hen, dass wir aber im Johannes-evangelium mit den an und für sich wunderschönen „Ich-bin-Worten“ mehr dem dogmatischen Christus begegnen (für den – und das muss eben historisch-kritisch gesehen werden – nach Johannes 8,44 der Teufel der Vater der Juden ist), scheint den wenigsten Gemeindegliedern bewusst zu sein. Da wird in Bibelstunden, Predigten und anderswo zu wenig differenziert. Mir scheint, dass die historisch-kritische Forschung immer noch das „bestgehütete Geheimnis der Kirche“ (Hans Conzelmann) ist.

Ganz wichtig erachte ich aber die sich immer mehr durchsetzende Erkenntnis, dass wir uns das Alte Testament (oder wie wir heute auch sagen: das „Erste Testament“) mit unseren jüdischen Schwestern und Brüdern teilen. Teilen fällt oft schwer. Auch dieses Teilen fällt immer noch schwer, ein halbes Jahrhundert nach der Shoah, nach der versuchten endgültigen Vernichtung des Gottesvolkes. Wir können nämlich nach dem Holocaust nicht mehr das Erste Testament so selbstverständlich „verchristlichen“, wie wir es bisher getan haben und immer noch tun (zum Beispiel mit den messianischen Partien, etwa auch mit den Psalmen, von denen immer noch nicht alle Gemeindeglieder wissen, dass es jüdische Gebete sind, die wir mitbenutzen – der trinitarische Schluss nach der Psalmlesung fördert dieses Nichtwissen). Der Respekt vor unseren jüdischen Schwestern und Brüdern erfordert es, anzuerkennen, dass die Bibel zwei Glaubensdokumente enthält, das Glaubensdokument der jüdischen Religion, unserer Mutterreligion, und das Glaubensdokument unseres

christlichen Glaubens, der Tochterreligion. Diesen „Pluralismus“ der Bibel gilt es zu beachten („Pluralismus“, weil auch der Islam sich auf Teile der Bibel beruft). Wir müssen aber nicht nur teilen, wir können auch von dem Reichtum jüdischer Auslegungskunst lernen (die ja bei uns weithin unbekannt ist, auch an den Universitäten). Diese kennt nicht nur eine apodiktische richtige Auslegung, sondern mindestens zwei oder mehr (das berühmte Gottesknechtkapitel Jesaja 53 soll allein 60 Auslegungen kennen).

Wir haben in der historisch-kritischen Betrachtung der Bibel wie in der „Neulesung“ des Alten oder Ersten Testaments einen großen Nachholbedarf.

Pfarrer Rudolf Krause, 38820 Halberstadt

Termine

Regionaltreffen in Stuttgart

im Gemeindehaus der Tempelgesellschaft in Stuttgart-Degerloch, Felix-Dahn-Straße 39, jeweils 15 bis 18 Uhr.

Samstag, 17. Juli 2004.

Dr. Andreas Rössler: „Sein und Sinn. Die Gottesfrage bei Martin Werner (1887-1964), dem führenden freichristlichen Dogmatiker der Schweiz“.

Samstag, 16. Oktober 2004.

Pfarrer Heinrich Frommer: „Agnes Günther (1863-1911), Autorin von „Die Heilige und ihr Narr“ und eigenwillige Vertreterin eines freien Christentums“.

Jahrestagung 2004 des Bundes für Freies Christentum

24. bis 26. September

in Frankfurt am Main. Kolpinghaus Hotel, Lange Straße 26, 60311 Frankfurt am Main.

Thema

„Albert Schweitzer und das freie Christentum. Impulse für heutiges Christsein“.

Einzelheiten

Genaueres Programm, Preise, Anreise: in Freies Christentum 3/2004, S. 79-80.

Anmeldung

bitte umgehend bei der Geschäftsstelle des Bundes für Freies Christentum, Felix-Dahn-Straße 39, 70597 Stuttgart, Telefon (vormittags) 0711-762672.

Buddhismus-Tagung in der Akademie Bad Boll

1. bis 3. Oktober 2004, Evangelische Akademie Bad Boll in Kooperation mit der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart und der Deutschen Buddhistischen Union.

„Sterben, Tod – und Leben darüber hinaus? Buddhisten und Christen im Gespräch“.

Informationen, Anfragen und Anmeldung: Evangelische Akademie Bad Boll, Arbeitsbereich Ökumene, Irmgard Metzger, Telefon 07164-79-347, Fax – 5347, E-mail: irmgard.metzger@ev-akademie-boll.de

Jesus und unser Verhältnis zu Gott

Jesus hat die Nächstenliebe beschrieben als die aus der Gewissheit der Liebe Gottes quellende Versöhnlichkeit und Verzeihung, die die Bitterkeit des Streits und der Schuld überwindet und uns einander als Kinder des himmlischen Vaters erkennen und finden lässt. Sie ist ihm nicht ein Pflicht- oder Werkhaftes, sondern eine Freiheit und Vollmacht, aus dem Teilhaben an Gottes Leben fremdem Leben offen zu stehen, den Unterschied von fremdem und eigenem Leben nicht behaupten zu müssen. In dem Dasein des Glaubens als Nächstenliebe wird die Frage beantwortet, wieso wir aus dem Erschlossenheit für die ewige Wirklichkeit der göttlichen Vaterliebe das irdisch-geschichtliche Leben mit den andern, das doch bei Jesus keine Entscheidungsmacht über das Gottesverhältnis besitzt, aus Gott als von ihm geheiligte Wirklichkeit zu durchleben vermögen.

Jesus, der das Evangelium hineinlebt in das menschlich-geschichtliche Dasein, der als der Mensch, der der Sohn des Vaters ist, selbst die höchste Gestalt des Evangeliums ist, sagt mit seinem Leben und Denken, dass Gottes Wohlgefallen, ja das, was entscheidend das Leben in und aus Gott ist, mit keinem Maßstabe gemessen werden kann, der aus unserm irdischen Daseins- und Selbstbehauptungswillen kommt.

Die Art der Beziehung auf Jesus, wie sie zum Evangelium gehört, hat unvermeidlich dadurch ein Besondres, dass Jesus als der Zerbrecher der Gesetzesreligion erkannt sein will. Wo durch die Begegnung mit ihm das Gottesverhältnis bestimmt wird, ist dem Menschen die Freiheit gewährt: die Freiheit sowohl von dem an Jesus selbst, was als Satzung verstanden werden kann, wie von dem, was Satzung in der religiösen Gemeinschaft ist, die sich auf Jesu Namen beruft. Darauf beruht es, dass das Bild von Jesus dem Gekreuzigten in der Mitte des geschichtlichen Christentums steht als ein heiliges Geheimnis, das immer wieder von neuem ausgelegt werden will; und dass damit doch dies Bild nichts andres sein will und darf als Predigt eben des Evangeliums, das in jedem schlichten, einfachen Worte und Gleichnis Jesu vom Vater im Himmel ganz und vollständig enthalten ist.

Emanuel Hirsch: Das Wesen des Christentums. Neu herausgegeben und eingeleitet von Arnulf von Scheliba (Emanuel Hirsch, Gesammelte Werke Band 19). Verlag Hartmut Spenner, Waltrop 2004 (ISBN 3-89991-005-2), 188 Seiten, 18 Euro.

Die Zitate finden sich auf den aus den Seiten 34-35; 43; 46-47.

PVSt DPAG Entgelt bezahlt E 3027

Versandstelle „Freies Christentum“:
Geschäftsstelle des Bundes
für Freies Christentum
Felix-Dahn-Straße 39
70597 Stuttgart

Der Bund für Freies Christentum versteht sich als „Forum für offenen religiösen Dialog“. Er ist ein Zusammenschluss überwiegend protestantischer Christen, die sich für eine persönlich verantwortete, undogmatische, weltoffene Form des christlichen Glaubens einsetzen und dabei ein breites Spektrum von Auffassungen zu integrieren suchen.

Bezugspreis jährlich 18 Euro; Einzelhefte je 3,50 Euro.

Mitgliedsbeitrag für Mitglieder des Bundes für Freies Christentum jährlich 28 Euro. Darin ist der Bezug der Zeitschrift enthalten. Spenden sind steuerlich abzugsfähig.

Zahlungen an Bund für Freies Christentum, Kreissparkasse Esslingen 56 037 137 (BLZ 611 500 20) oder Postbank Hannover 1550 78-307 (BLZ 250 100 30). Kassenführung bei der Geschäftsstelle des Bundes, Anschrift siehe unter „Bestellungen“!

Bestellungen: Geschäftsstelle des Bundes für Freies Christentum, Felix-Dahn-Straße 39, 70597 Stuttgart; Tel. 0711 / 76 26 72 (vormittags); E-mail :tgdst@t-online.de

In Angelegenheiten des Bundes für Freies Christentum

wende man sich an den Geschäftsführenden Vorsitzenden, Pfarrer Heinrich Frommer, in Sachen der Zeitschrift. (Bezug und Zahlung ausgenommen) an den Schriftleiter, Pfarrer Dr. Andreas Rössler (Anschriften vorne).